BASTEI
LÜBBE

**Über den Autor:**

Juha Itkonen, geb. 1975, ist einer der talentiertesten Schriftsteller seiner Generation in Finnland, seine Romane wurden mit zahlreichen Literaturpreisen ausgezeichnet. Gemeinsam mit seiner Frau, der Grafikerin Maija Itkonen, veröffentlichte er überdies ein Kinderbuch. Das Paar hat vier Kinder, die Zwillinge aus dem vorliegenden autobiografischen Buch sind heute gesund und munter.

JUHA ITKONEN

# Mehr als wir uns erträumten

## Wie wir um unsere Familie kämpften

Aus dem Finnischen von
Gabriele Schrey-Vasara

BASTEI LÜBBE

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH
Band 00043

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

Vollständige Taschenbuchausgabe

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:
Copyright © Juha Itkonen, 2018
Titel der finnischen Originalausgabe: Ihmettä kaikki
First published in 2018 by Otava Publishing Company as Ihmettä kaikki.
Published in the German Language by arrangement with Rights & Brands Licensing AB

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln
Das Zitat auf Seite 133 f. ist entnommen: Karl Ove Knausgård: Im Herbst.
Deutsch von Paul Berf. Mit Bildern von Vanessa Baird.
München: Luchterhand Literaturverlag, 2017, S. 13.
Das Zitat auf Seite 167 ist entnommen: Mauri Kunnas: Hier kommen die Wikinger!
Deutsch von Nina Schindler. Hamburg: Oetinger, 2008.
Mit freundlicher Genehmigung der Verlage

Titelillustration: © Natalya Lys/shutterstock
Umschlaggestaltung: Christin Wilhelm, www.grafic4u.de
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-404-00043-2

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Für den kleinen Bären und den kleinen Tiger

# ERSTES BUCH

# I

Keiner von uns weiß, was als Nächstes geschieht. Mit dieser Ungewissheit müssen wir leben, und weil der Gedanke unerträglich ist, verdrängen wir ihn. Nicht ganz, aber größtenteils – uns bleibt nichts anderes übrig, um weiterleben zu können.

An einem Mittwochabend im August sehe ich mir im Fernsehen die Olympischen Spiele in Rio an. Unsere Jungs schlafen, und auch Rose ist schon zu Bett gegangen. Nur ich bin noch wach, und das gefällt mir. Ich trinke ein Bier aus der Dose wie fast jeden Abend, das sollte man nicht tun, aber ich tue es. Es ist ein guter Tag gewesen. Mir geht es gut. Unserer Familie geht es gut. Wir sind oft in Eile, im Stress, in Ausnahmefällen gibt es auch mal Spannungen, aber das gehört zum Leben, wir lieben uns und kommen immer besser miteinander aus.

Ich bin glücklich. Das hier ist Glück, Zufriedenheit, ein kurzer Moment der Ruhe nach einem turbulenten Tag. Es läuft Geräteturnen und Skeetschießen im erst kürzlich gekauften HD-Fernseher. Der Erfolg der Finnen interessiert mich nicht. Ich schaue mir gern chinesische Reckturner und koreanische Sportschützen an. Ich scrolle durch Facebook. Bestätige einen Termin am nächsten Tag. Leere meine Bierdose. Ein durch und durch zufriedener Mann.

Ich putze mir die Zähne, wasche mir das Gesicht und lege mich neben meine Frau. Sie schläft auf dem Rücken, mit leicht geöffnetem Mund. Sie schnarcht nicht, aber sie atmet tief. Es kommt mir vor, als hätte die Schwangerschaft ihrem Atem bereits das Gewicht gegeben, an das ich mich von den beiden früheren Schwangerschaften erinnere.

Ihre Haare liegen wie ein Fächer auf dem Kissen. Ich berühre sie. Berühre vorsichtig ihre Wange, küsse ihre schlafwarme Haut. Ich rieche ihre Körperlotion, der Duft ist stark und neu, die Duftnote, die ich mit dieser Schwangerschaft verbinde. Ich habe die Lotion von Victoria's Secret in einem Einkaufszentrum in Memphis gekauft, als ich im Mai dort war, möglicherweise genau an dem Tag, an dem Rose hier zu Hause den Schwangerschaftstest gemacht hat. Diese ganz spezielle Zärtlichkeit, auch daran erinnere ich mich, sie ist herrlich.

Ich schließe die Augen und nicke sofort ein. Der Schlaf lässt nicht auf sich warten.

Drei Stunden später schrecke ich auf, weil Rose neben mir steht. Sie packt meine Schulter, rüttelt mich wach. Es ist etwas passiert, das begreife ich sofort, und eigentlich ist nichts, was plötzlich mitten in der Nacht geschieht, gut, schon gar nicht, wenn sich die Frau in der ersten Hälfte ihrer Schwangerschaft befindet.

»Was ist los, Schatz?«

»Ich weiß nicht was. Aber irgendwas ist. Schau!«

Ich blicke in die Richtung, in die sie zeigt, auf ihre Betthälfte, und sehe einen Fleck auf dem Laken. Er ist nicht sehr groß, aber auch nicht ganz klein, so groß wie zwei Apfelsinen. Blut ist es nicht: Der Fleck ist farblos.

»Vielleicht ist es Pipi.«

*Vielleicht ist es Pipi.* Dass meine neununddreißigjährige Frau plötzlich die Kontrolle über ihre Blase verliert und mitten in der Nacht ins Bett macht – wie wahrscheinlich ist das? Aber als ich diesen Gedanken ausspreche, glaube ich daran, ich lasse die andere Möglichkeit außer Acht.

»Nein. Ist es nicht. Ich glaub, ich muss sofort los.«

»Okay, soll ich mitkommen oder bei den Jungs bleiben?«

»Bleib lieber hier, ich will sie nicht mitten in der Nacht wecken, aber sie sollen auch nicht allein bleiben.«

»In Ordnung.«

Rose zieht eine Jogginghose und eine Strickjacke an. Sie packt ein, was sie in der Klinik voraussichtlich brauchen wird, und ich bemühe mich, ihr dabei zu helfen, suche Wollsocken und Kopfhörer. Äußerlich ist sie ruhig wie ich auch, wir weinen nicht, machen keinen Lärm, sie bestellt einfach ein Taxi und geht und sagt, sie werde mich anrufen, wenn sie mehr weiß. Aber ich weiß, dass sie genauso viel Angst um unser Baby hat wie ich, wenn nicht sogar mehr. Mir bleibt nur zu warten.

Allein und wach liege ich in dem Bett, in das ich mich vor gar nicht langer Zeit schlafen gelegt hatte, ohne von all dem etwas zu ahnen, auf der Seite meiner Frau nur der Fleck, den sie hinterlassen hat und den ich zu übersehen versuche, aber dennoch betrachte.

Hinter der Jalousie ist es dunkel. Es ist August. Der Sommer ist beinahe zu Ende und die Schwangerschaft offensichtlich ebenso. Am Anfang des Sommers begann sie, an seinem Ende endet sie.

Warum? Warum passiert uns das wieder? Ein Kind kann man nicht bestellen, das weiß ich, aber wir haben unsere Lehre schon erhalten, wir wissen Bescheid. Unsere Terminkalender mögen voll sein, ein Außenstehender würde uns vielleicht als vielbeschäftigte, erfolgreiche, auf die Karriere konzentrierte Menschen einschätzen, aber wir gehören wirklich nicht zu denjenigen, die im Kalender den günstigsten Moment für eine Befruchtung suchen, um den Mutterschaftsurlaub bequem nach den Sommerferien oder praktischerweise nach Abschluss anspruchsvoller beruflicher Projekte antreten zu können.

An sich war diese Schwangerschaft gar nicht geplant. Vielleicht schauen wir einfach, was passiert. Lassen wir uns die Möglichkeit offen. So ungefähr haben wir gedacht, obwohl natürlich jederzeit irgendetwas schiefgehen kann und obwohl vor allem ich nicht sicher war, ob ich überhaupt wollte, dass unsere kleine Familie weiter wächst.

Aber jetzt will ich dieses Kind. Ich will ein drittes Kind, ich will es unbedingt. Bis zur zwölften Woche hatte ich noch Angst,

es würde vielleicht mit einer Fehlgeburt enden (wir waren ja nicht mehr die jüngsten Eltern), ich wagte noch nicht, an noch ein Baby zu denken, aber jetzt sind wir schon in der siebzehnten Woche und in einer ruhigen Phase, das Risiko einer Fehlgeburt ist vorbei; erst später im Herbst würde ich dann wahrscheinlich darum bangen, ob und um wie viel zu früh das Kind auf die Welt kommt.

Ich werde dieses Kind nicht bekommen. Ich werde das Kind, das ich wollte, nicht bekommen.

Auch Rose bekommt es nicht. Rose will das Kind ebenso sehr wie ich, vielleicht mehr noch als ich. Sie ist die Mutter, das Kind ist in ihrem Bauch, und sie würde es zur Welt bringen. In meinem Bauch ist kein Baby, und daher müsste ich nicht auf die gleiche Art Abschied nehmen, mein Körper bliebe unverändert derselbe wie immer und ich müsste nicht denken, dass er mich im Stich gelassen hat. Ich habe es nur geschafft zu zeugen. Das ist alles. Zeugen ist so verdammt einfach, dass man darüber nur lachen kann.

Auch das weiß ich. Ich kenne den Unterschied zwischen Mann und Frau, die im besten Fall neun Monate währende Kluft, die sich trotz aller Liebe und aller guten Absichten zwischen Vater und Mutter auftut und die nicht einmal die Fähigkeit, sich in das Gehirn anderer Menschen hineinzuversetzen – eine Fähigkeit, die mein Beruf vielleicht veredelt hat –, überbrücken kann. Meiner Erfahrung nach schließt diese Kluft sich erst dann, wenn das Kind aus der Gebärmutter kommt und von beiden gleichermaßen konkret berührt werden kann.

Ich weiß viel, viel zu viel. Dennoch weiß ich nicht genug. Ich weiß nicht, wie ich handeln soll.

Wie gehe ich mit Roses Muttertrauer um? Mit ihrer Enttäuschung über sich selbst und ihren Körper?

Mit meiner eigenen Trauer? Wie gehe ich mit ihr um, ohne sie eigens herauszustreichen, ohne sie mit Roses Trauer zu ver-

gleichen, denn das darf ich nicht tun. Jede Trauer ist anders, unvergleichlich.

Trotzdem bin ich schon jetzt verflucht traurig. Erst gestern Abend war ich mit Krümel, unserem Kleinen, auf dem Hof bei der Design-Hochschule und dachte daran, wie perfekt es ist, dass wir noch ein Baby bekommen, ich bräuchte nicht traurig zu sein, dass Krümel heranwächst, wie ich es andernfalls wäre. Ein neuer Anfang. Ein unbeschriebenes Blatt. In sechs Jahren hätte ich eine Tochter oder einen Sohn in dem Alter, in dem Krümel jetzt ist – ebenso klein und ebenso neugierig, ebenso offen in seiner Zuneigung zu mir.

Die Jungen schlafen drei Meter unter mir und wissen nichts von den Geschehnissen heute Nacht. Was sage ich ihnen, wenn sie aufwachen?

Gegen halb fünf ruft Rose an und erstattet Bericht. Auf dem Rücken liegend, höre ich die vertraute Stimme meiner Frau. Sie schnieft ab und zu, weint aber nicht. Auch ich weine nicht, doch ich höre, wie belegt meine Stimme klingt, als ich ihr antworte. Nach dem Lagebericht reden wir weiter, wir wollen beide nicht allein sein. Der Verbindungskanal zwischen uns ist offen. Wir sprechen über Dinge, über die wir im Alltag sonst nicht sprechen.

»Glaubst du an Gott?«, frage ich, einfach so. Es ist eine Frage, die ich Rose nie gestellt habe, doch jetzt empfinde ich es als überraschend leicht und natürlich, sie zu stellen, eigentlich als unumgänglich. Auch Rose wundert sich nicht, sondern antwortet sofort.

»Ich würde gern glauben, aber ich kann es einfach nicht.«

»So geht es mir auch.«

Vor drei Jahren waren wir gemeinsam in Jerusalem. Den schwachen Glauben, den wir hatten, haben wir vielleicht gerade dort verloren. Zumindest wurde es seitdem noch schwieriger, zu glauben. Und doch haben wir beide den Wunsch zu glauben.

Doch uns fehlt das bedingungslose Vertrauen der Glaubenden und die kühle Sicherheit der Atheisten, und das ist gerade jetzt der schlimmstmögliche Zustand, wir sind ohne Anker auf offener See, ein Sturm ist aufgezogen.

Wir vereinbaren, dass wir beide versuchen, ein wenig zu schlafen, und dass ich in die Klinik komme, sobald ich die morgendliche Familienroutine erledigt habe. »Ich liebe dich«, sage ich. »Ich dich auch«, antwortet Rose. Ich lege das Handy neben mich und schließe die Augen.

Offenbar habe ich eine Weile geschlafen, die Nacht ist vorbei. Durch die Jalousiespalten sickert das milchweiße Licht des spätsommerlichen, bewölkten Morgens herein. Die Uhr zeigt 7.32 an.

Ein Neun-Uhr-Morgen, Gott sei Dank. Krümel ist schon aufgestanden, er sitzt mit Superman-Kopfhörern auf dem Sofa im Obergeschoss und guckt sich auf YouTube Pokémon-Videos an. Ich hebe die Kopfhörer an und wünsche ihm einen guten Morgen. »Morgen«, antwortet er hastig, drückt mir einen Kuss auf die Wange und kehrt dann schnell in seine eigene Welt zurück.

Auf der oberen Liege des Etagenbetts schläft Joonatan noch den tiefen Schlaf eines elfjährigen Jungen. Ich rüttele ihn wach und stoße auf den üblichen Widerstand. Er mag die Morgenstunden nicht. Wer mag die schon besonders? Sie bestehen aus den immer gleichen Verrichtungen, die man erledigt und an die man sich danach kaum erinnert, Erinnerungen entstehen zu anderen Tageszeiten.

Ich koche den Frühstücksbrei und zwinge die Jungs, die sich wie jeden Morgen ein wenig ärgern, ihn zu essen. Krümel möchte ein Ei, ich brate es für ihn, danach lege ich beiden die Kleidung hin, mache Joonatans Pausenbrot fertig und vergewissere mich, dass die richtigen Notenblätter in seinem Geigenkasten liegen. Er bricht wütend und in letzter Minute auf, aber ich weiß, dass er schon bald fröhlich sein und zurechtkommen wird. Krümel und ich bleiben allein zurück, nun brauche ich mir nicht mehr den Zank der beiden anzuhören, sondern muss Krümel nur noch dazu bringen, sich anzuziehen und sich die Zähne zu putzen.

Von Joonatans Aufbruch bis zu dem Moment, in dem wir das Haus verlassen, dauert es fünfzehn Minuten, wie jeden Tag.

Ein gewöhnlicher Morgen. Gewöhnliche Angelegenheiten. Die übliche Gereiztheit, die durch das Verrichten gewöhnlicher Angelegenheiten ausgelöst wird, und andererseits die Ruhe, die ihre Verrichtung hervorbringt.

Doch in mir drin ist gar nichts gewöhnlich, ich bin unruhig und habe Angst, um unser Baby und auch um Rose.

Zu den Kindern habe ich gesagt, dass ihre Mutter früh zur Arbeit musste. Sie haben sich nicht darüber gewundert, so etwas kommt vor, ist vor allem in diesem Sommer öfter vorgekommen. Auch das ist gewöhnlich.

Ich radle mit Krümel zur Kita und schiebe ihn beim Hügel im Annala-Park am Rücken an.

»Turbo!«, ruft er. »Mach den Turbo wieder an, mach ihn an, ich brauch den Turbo!«

Lache ich? Nein, ich lache nicht, aber ich lächle. Wie kann ich lächeln? Mein drittes Kind stirbt, ist vielleicht schon tot, und dennoch lächle ich. Wie ist das möglich?

Normalerweise bestreite ich mir selbst gegenüber, dass ich in irgendeiner Weise ein Künstler oder auch nur ein kreativer Mensch bin, denn das erscheint mir aus irgendeinem Grund wie eine unnötige Selbsterhöhung. Aber natürlich weiß meine Seele, was ich im Grunde bin, sie versucht einfach klarzukommen und kurbelt sofort ihre eigene Überlebensstrategie an.

Also beginnt auf der anderen Seite der Kustaa Vaasan tie, hinter dem Lärmschutzwall, ein kurzes Stück einer Melodie in meinem Kopf zu klingen. Ich höre es, so wie alle meine Melodien, die selten, aber doch dann und wann aus dem Nichts erscheinen, als fertigen Song mit Akkorden und Instrumentierung. Diese Stelle ist der Refrain oder etwas in der Art. Auch die Worte kenne ich schon, sie werden gleich mitgeliefert.

*Man kann nicht alles haben / und weiß nicht, was man kriegt / bisweilen gibt das Leben / mehr als man tragen kann.*

Nachdem ich die Intiankatu überquert habe, halte ich bei der Pizzeria Parmesan am Rand des Radwegs an und winsele mein Lied auf den Speicher meines Handys. Eine Mutter in meinem Alter radelt mit ihrem etwa zweijährigen Kind vorbei, das Mädchen im Kindersitz sieht mich lange an. Was tut der Mann da?

Tatsächlich, was zum Teufel tue ich hier? Ich sollte in die Entbindungsklinik gehen und Rose beistehen. Es ist schon 9.37 Uhr, auf meinem Handy geht eine SMS ein: *Kommst du?*

Vor der Klinik schließe ich mein Rad am Ständer an. Dann atme ich ein paarmal so, wie man es im Gesangsunterricht lernt, lasse das Zwerchfell arbeiten, Herbstluft strömt in meinen Körper und scheint meine Gedanken etwas zu klären. Ich gehe hinein. Ich gehe zu Rose. Was auch immer mich erwartet, ich stelle mich ihm. Ich bin stark, ich schütze meine Frau. Ich schaffe es. Wir schaffen es, gemeinsam.

Ich fahre mit dem Lift in den siebten Stock, öffne die Tür zur Station, pumpe Desinfektionsmittel auf meinen linken Handrücken und verreibe es sorgfältig auf meinen Händen.

Ich nicke den Krankenschwestern hinter der Glasscheibe zu. Sie nicken zurück, scheinen meine Anwesenheit gutzuheißen. Ich spreche sie nicht an, frage nicht nach der Zimmernummer, denn die kenne ich schon, Rose hat sie mir geschrieben.

Meine Frau sitzt auf dem Krankenbett hinten im Zimmer, den Laptop auf dem Schoß, hinter ihr schält sich das Kumpulatal mühsam aus dem Frühnebel. Es ist immer dort, ewig bleibend, aber in wechselnder Gestalt; ich habe es zu verschiedenen Jahreszeiten und in unterschiedlicher Stimmung betrachtet.

»Schön, dass du da bist. Ich hab auf dich gewartet.«

»Ich bin so schnell gekommen, wie ich konnte. Die Jungs waren wieder mal so, wie sie eben sind.«

»Ich weiß.«

»Glaubst du, dass Joonatan irgendwann mal lernt, ein bisschen Verantwortung für sich selbst zu übernehmen? Müsste ein Elfjähriger das nicht schon können?«

»Doch, finde ich auch. Ich konnte das in dem Alter. Und du bestimmt auch. Aber Joonatan wird es schon noch lernen. Komm zu mir.«

Ich ziehe Mantel und Schuhe aus und lege mich neben sie. Das Bett ist schmal, aber der Platz reicht, um auf der Seite zu liegen, dicht neben ihr. Ich küsse ihren Hals. Streichle ihre Haare. Alles ist unendlich traurig, aber trotzdem oder gerade deshalb auch innig, wir sprechen im selben vertrauten Ton miteinander wie in den frühen Morgenstunden am Telefon. Der Alltag liegt hinter den Fenstern der Entbindungsklinik, und wir wissen das, und wir müssen uns um ihn kümmern, aber gerade jetzt befinden wir uns im Schutz dieser Wände in unserer gemeinsamen Blase und spüren das Bedürfnis, uns Dinge zu sagen, die man normalerweise nie sagt. »Manchmal habe ich das Gefühl, dass ich ganz grässlich zu dir gewesen bin.«

Rose sagt das zu mir, ich verstehe nicht, warum, und andererseits begreife ich es ganz und gar.

Ja, denke ich, gelegentlich bist du wirklich grässlich zu mir gewesen. Auf deine Art, auf die Art, wie du bist, und ich bin auf andere Weise grässlich zu dir gewesen, das ist ebenso unbestreitbar wie deine Grässlichkeit.

Aber so ist die Ehe. So ist das Leben. Wir alle sind grässlich, irgendwie, und in der allerengsten Beziehung, im Verlauf zuerst von Jahren und dann von Jahrzehnten, kommt die Grässlichkeit immer mal zum Vorschein, man kann sie nicht verbergen, man muss sie einfach akzeptieren. Wenn man sie nicht akzeptiert, bleibt nur die Trennung.

Ich sage das, so gut ich kann, aber ich bin nicht sicher, ob ich es richtig ausdrücke. Rose versteht mich oder nicht, wir halten uns fest und schmiegen uns aneinander.

»Weißt du, wovor ich jetzt am meisten Angst habe?«

»Wovor?«

»Davor, dass wir wieder auseinanderdriften. Es war so wunderbar. Du bist den ganzen Sommer über so liebevoll gewesen.«

»Diese Schwangerschaft ist etwas Besonderes. Es ist wunderbar. Aber davon hängt es nicht ab.«

»Nicht? Ich habe Angst, dass es doch daran hängt.«

»Ich finde, wir waren uns schon vor dieser Schwangerschaft ganz nah. Zum Glück. Die Zeit, als wir uns fernstanden, war früher. Sie war schon vorbei.«

Näher können wir uns nicht kommen. Ich berühre ihre Haut, aber ich möchte darunter. Ich möchte in ihren Kopf, möchte die Situation so sehen wie sie, genau wissen, was sie jetzt denkt. Doch das geht nicht. Wir sind zwei separate Menschen, und der neue Mensch, der aus uns hervorgehen soll, ist in Schwierigkeiten geraten, in denen wir ihm nicht helfen können.

»Sag was zu ihm. Sprich mit ihm. Solange er noch lebt.«

Ich hebe die Bettdecke an und lege meinen Kopf auf den Bauch meiner Frau. Natürlich kann ich weder Herzschläge hören noch Tritte spüren, der Fötus ist noch zu klein. Dennoch ist er dort, im Schutz der Bauchdecke. In der Gebärmutter, in der vor Kurzem noch alles gut war, aber jetzt sauschlecht ist. Ich küsse den schon deutlich gerundeten Bauch. Streichle ihn. Jetzt weine ich, wir weinen beide. Als ich spreche, ist meine Stimme von Tränen getrübt.

»Wir lieben dich«, sage ich. »Danke, dass du zu uns gekommen bist. Auch wenn wir dich vielleicht nicht sehen werden, lieben wir dich trotzdem. Wir werden uns immer an dich erinnern.«

»Wir werden uns daran erinnern, dass du uns näher zueinander gebracht hast«, fährt Rose fort. »Ganz gleich, was passiert, wir bleiben zusammen. Das versprechen wir dir.«

Die Worte versiegen. Es gibt keine mehr. Wir weinen noch

eine Weile, schluchzen gemeinsam und hören dann auf, trocknen beide unsere eigenen Tränen, obwohl es klug wäre, uns gegenseitig die Tränen zu trocknen.

Der Tag vergeht. Die Situation ist kritisch. Sie wird beobachtet. Irgendetwas, wahrscheinlich eine Bakterie, hat die Eihäute durchlöchert. Fruchtwasser ist abgegangen, aber die Fruchtblase hat sich nicht völlig geleert, einige kleine Pfützen sind übrig. Es ist möglich, dass der Fötus dem Fruchtwasser bald folgt. Möglich ist auch, dass das Loch sich schließt, das Wasser in die Gebärmutter zurückkehrt und die Schwangerschaft erhalten bleibt. Aus den Worten der Ärzte gewinne ich den Eindruck, dass die erste Möglichkeit wahrscheinlicher ist.

Immerhin wird meine Frau gut versorgt, denn tatsächlich ist auch sie in Gefahr. Die Behandlung mit Antibiotika, die eine Infektion verhindern, wurde sofort eingeleitet, Blutproben wurden genommen. Das Fieber wird regelmäßig gemessen. Eine sanftmütige estnische Krankenschwester kommt stündlich ins Zimmer und stellt immer dieselbe Frage: Wie geht es Ihnen? Auch Rose antwortet jedes Mal dasselbe. Mir geht es ganz gut, danke. Der Satz ist absurd, entspricht aber zweifellos ihrem physischen Empfinden.

Wir erledigen unsere Arbeit. Ich sitze im Sessel neben dem Krankenbett und versuche, meinen Reisebericht über New Orleans zu redigieren. Rose beantwortet eine unendliche Flut von E-Mails und liest Vertragsentwürfe durch, die ihre Juristen ihr schicken.

Zum Mittagessen gehe ich in den Käpy-Grill. Ich weiß nicht, warum, wahrscheinlich will ich bloß eine Weile raus aus der Klinik und radle einfach nach Norden. Das ist allerdings eine schlechte Wahl, denn sie erinnert mich an Joonatans Geburt

und an uns selbst als Dreißigjährige. Wir wohnten damals in der Untamontie, gleich neben dem Käpy-Grill. Wir kamen zu dritt zum Essen hierher, als unser Frühchen ein Baby geworden war, mit dem wir uns ganz normal nach draußen wagen konnten. Das ist elf Jahre her, ich spüre die Jahre, und das mit entsetzlich schmeckendem Speck gefüllte Schweineschnitzel bleibt mir in der Kehle stecken, ich esse nur die Hälfte und lasse den Rest auf dem Teller liegen. Einer der Stammtrolle des Lokals, ein Mann um die sechzig, kommt an die Theke, um sich das Bierglas nachfüllen zu lassen, und pflaumt den Migranten an, der an den Zapfhähnen Dienst tut. »Ach, du bist immer noch hier? Ich dachte, dich hätten sie längst nach Hause geschickt.« Das Gesicht des Migranten wird starr, das Lächeln gefriert auf seinen Lippen. Was ist mit den Menschen los? Warum sind sie so gemein zueinander? Warum tue ich nichts, warum nenne ich den Säufer nicht Arschloch und versuche nicht, den malochenden Mundschenk zu trösten?

Gegen vier mache ich mich auf, um Krümel aus der Kita zu holen. Ich schiebe mein Rad durch das Kumpulatal und beginne mit den Anrufen, die ich erledigen muss.

Eigentlich hatte ich auf diese Telefonate gewartet. Nur hatte ich sie mir ganz anders vorgestellt. Da wir uns der Unsicherheit, die mit der Fortpflanzung des Menschen verbunden ist, schmerzhaft bewusst sind, haben wir nach Roses Willen und auch auf meinen eigenen Wunsch unser Geheimnis ungewöhnlich lange gehütet. Wir haben keinem davon erzählt, nicht einmal unseren Eltern und Geschwistern. Ich hatte mir vorgenommen, meine nächsten Verwandten erst in drei Wochen zu informieren, nach dem positiv verlaufenen Feinultraschall: Ich würde unserer WhatsApp-Gruppe ein Ultraschallbild schicken und sie mit dieser frohen Nachricht komplett überraschen. Ein Nachzügler! Was könnte es Schöneres geben! Das Leben wird hektisch, aber Kinder bereut man nie.

So läuft es nun nicht. Ich muss einfach zum Telefon greifen und erzählen, wie es steht. Das möchte ich auch, ich möchte Trost. Ich will meine Mutter anrufen, die ich auch sonst in Momenten der Beklemmung immer anrufe, obwohl ich schon einundvierzig bin. Es klingt verrückt, eigentlich falsch, dass eine siebzigjährige Frau mich tröstet, aber so ist es, sie ist meine Mutter, und ich bin immer und ewig ihr Kind.

Meine Mutter ist zu Hause in Hämeenlinna, in der neuen Stadtwohnung meiner Eltern an der Sibeliuksenkatu. Wie ich gehofft hatte, ist Vater in seinem Büro, das ein paar Blocks entfernt liegt. Ich rede, und Mutter hört zu, es gibt ja eigentlich keine Worte, und auch sie findet vielleicht nicht genau die, auf die ich gehofft hatte, aber das macht nichts, es geht nicht um Worte, sondern um Liebe.

Als Nächstes rufe ich meine kleine Schwester an. Weil meine Mutter vor Zeiten noch ein drittes Kind wollte, weil sie einen starken Willen besitzt und Wege fand, ihn durchzusetzen, habe ich nicht nur einen fünf Jahre jüngeren Bruder, sondern auch eine zehn Jahre jüngere Schwester. Vielleicht ist sie sogar ungewollt schuld an meiner jetzigen Situation, ich hatte Angst vor einer neuerlichen Schwangerschaft, doch mein Wunsch war letztlich stärker als meine Furcht. Ausgehend von meiner eigenen Erfahrung dachte ich, dass es für Joonatan und Krümel eine Bereicherung wäre, wenn es in unserer Familie noch ein drittes Kind gäbe, im besten Fall ein Mädchen.

Ja, ich hätte gern ein Mädchen. Es ist nebensächlich, natürlich würde ich auch einen Jungen lieben, aber wenn ich wählen dürfte, würde ich mich für ein Mädchen entscheiden.

Ich bin neugierig. Ich bin gierig. Ich möchte die Erfahrung, Vater einer Tochter zu sein.

Ich bin edelmütig. Es geht mir um das Beste für meine Söhne. Ich wünsche ihnen eine kleine Schwester, wie ich sie habe.

Wie schamlos, in dieser Situation das Geschlecht des Fötus

zu bewerten. Überhaupt darüber nachzudenken, da völlig klar ist, dass wir allem Anschein nach kein Kind bekommen werden.

Meine kleine Schwester ist nicht nur kleine Schwester, sondern auch Ärztin. Sie spezialisiert sich zudem auf Gynäkologie und Geburten. Sie erwartet gerade ihr erstes Kind und ist schon im Mutterschaftsurlaub, andernfalls hätte sie möglicherweise Rose letzte Nacht in der Entbindungsklinik behandelt. Sie betrachtet die Angelegenheit natürlich unter dem Aspekt meiner und unserer Gefühle, aber auch aus medizinischer Sicht, anders als meine Mutter oder die anderen Verwandten.

Meine kleine Schwester hat schon allerhand gesehen, vielleicht auch vergleichbare Fälle. Sie weiß, worum es geht. Ich hoffe, dass sie mir mehr sagt als die Ärzte in der Klinik. Etwas Gewisseres und Klareres, gern Hoffnungsvolles, aber wenn es gar keine Hoffnung gibt, soll sie es offen sagen. Ich setze mein Vertrauen in sie, unsere Hausärztin, meine wundervolle kleine Schwester – ich stehe beim Sportzentrum von Kumpula am Rand des Fahrradweges und spreche mit ihr und hoffe gegen jede Vernunft, dass sie uns retten kann.

»Ach, wie traurig. Wahnsinnig traurig, das zu hören.«

»Es ist sehr früh. Wirklich früh. Nicht einmal die Hälfte der Zeit.«

»Man kann jetzt wirklich nicht mit Sicherheit sagen, was in den nächsten Tagen passiert. Vielleicht kommt es aus der Gebärmutter. Vermutlich. Aber nicht unbedingt. Es tut mir leid. Es tut mir so leid für euch.«

Das war's. Das ist alles. So viel kann meine kleine Schwester mir geben. Es ist besser als nichts, es ist viel, allein schon ihre Stimme zu hören bringt Erleichterung, und doch bekomme ich weniger, als ich erhofft hatte.

»Ich wünsche euch Kraft. Ganz, ganz viel Kraft und Liebe. Küsschen.«

»Ich ruf dich an, wenn wir etwas erfahren. Oder wenn ich Fragen habe.«

»Jederzeit. Ich hab dich lieb.«

»Ich dich auch.«

Ich stecke allein in dieser Sache.

Wir stecken zusammen allein darin, Rose und ich.

Allein? Zu zweit? Gemeinsam allein? Gemeinsam, was bedeutet das, ich bin ja auch jetzt hier mit meinen Gedanken, und Rose liegt in der Klinik mit ihren. Die spätsommerliche Sonne, die sich hinter den Wolken hervorgekämpft hat, scheint zwischen den Ahornblättern hindurch auf den regennassen Fahrradweg, spiegelt sich in den Pfützen, und ich beginne zu ahnen, was uns möglicherweise bevorsteht.

Wir haben Krümel nichts von der Schwangerschaft erzählt. Ein Fünfjähriger muss davon nichts wissen, seine Welt ist im Hier und Jetzt und manchmal in seinen Erinnerungen, aber wohl nie in der Zukunft; auf die Zukunft gerichtete Erwartungen und Wünsche stützen das Leben der Erwachsenen, aber nicht das eines kleinen Kindes. Fragen der Fortpflanzung interessieren ihn allerdings. Im Frühjahr hat er mir beim gemeinsamen Saunabad eine interessante und weit entwickelte Theorie dargelegt, wonach der Babysamen vom Arm des Vaters auf den Arm der Mutter übergeht und dann am Arm entlang nach unten rutscht, bis er schließlich auf den Bauch fällt und durch die Haut in den Magen der Mutter taucht.

Solche Vorstellungen hat Joonatan nicht mehr. Bei einem Pokémon-Streifzug Mitte Juli legte ich vorsichtig das Fundament und fragte ihn nach seiner Meinung über ein eventuelles kleines Geschwisterchen. Wie ich vermutet hatte, hielt er es für willkommen. In der folgenden Woche machte Rose da weiter, wo ich aufgehört hatte, und erzählte ihm, dass nun eventuell ein Bruder oder eine Schwester unterwegs sei, aber nur vielleicht. Wir betonten beide die Ungewissheit.

Das war klug. Noch klüger wäre es allerdings gewesen, vorläufig gar nichts davon zu sagen, scheint mir jetzt.

Joonatan kommt gegen fünf von der Musikschule, kurz nachdem Krümel und ich zu Hause angekommen sind. Krümel entspannt sich nach dem Tag in der Kita, indem er eine Weile Fernsehen guckt. Ich räume in der Küche das Durcheinander vom Frühstück auf, stelle das Geschirr in die Maschine, wieder etwas

Normales, ein normaler Nachmittag – allerdings fehlt mir heute die Kraft, richtig zu kochen, ich habe ein Blech mit Pommes und Fischstäbchen in den Ofen geschoben.

Joonatan wundert sich darüber. So was essen wir so gut wie nie, warum jetzt? Er lächelt, aber hinter dem Lächeln steckt etwas anderes, er hat eine böse Ahnung, das lese ich in seinem Gesicht. Er ist schon immer sensibel und schnell besorgt gewesen und auch fähig zu Empathie; Eigenschaften, die sein Leben nicht unbedingt leichter machen, die ich aber an ihm schätze. Er spürt mitunter vielleicht zu viel.

Ich erzähle es ihm. Es ist der richtige Moment, ein besserer kommt nicht. Das Baby, das wir bekommen sollten. Was ist mit ihm. Wir bekommen es vielleicht nicht. Wo ist Mama? In der Klinik. Ist sie in Gefahr? Nein. Doch, du willst es nur nicht sagen! Nein, sie ist nicht in Gefahr. Wirklich nicht. Es geht ihr gut, ich war tagsüber bei ihr, und wir fahren nachher hin und besuchen sie.

*Wo ist Mama? Ist sie in Gefahr?* Ich erkenne plötzlich glasklar, dass ein eventuelles Brüderchen oder Schwesterchen für Joonatan zwar vielleicht erfreulich, aber nebensächlich ist; in seinem kindlichen Gehirn, das auch jetzt heftig rattert, steht die Angst vor dem Verlust der Mutter obenan. Natürlich, so muss es auch sein. Dennoch begreife ich es erst durch diese Sätze.

Wir essen die Fischstäbchen. Genauso essen wir oft zu Abend, zu dritt, Rose kommt erst später von der Arbeit, und die Jungen können nicht so lange warten. Ich lese im *Economist*, Joonatan liest Donald Duck, Krümel krault sich die Nackenhaare und schiebt sich zerstreut Fischstäbchen in den Mund. Ein weiches Licht strömt in unsere Wohnung, die Bucht Vanhankaupunginlahti schimmert in der Sonne.

Gleich nach dem Essen brechen wir auf. Ich bin ruhig, stoße aber sofort auf praktische Probleme. Der Weg ist so weit, dass ich Krümel nicht zutraue, ihn auf seinem 12-Zoll-Rad hin und

zurück zu schaffen. Mein Fahrrad hat keinen Kindersitz, der ist hinten auf Roses rotem Monark, und das Rad ist zwar erst drei Jahre alt, aber wir haben es genauso schlecht in Schuss gehalten wie unsere sonstigen Sachen.

Es ist sogar in noch schlechterem Zustand, als ich dachte. Der Hinterreifen hat ein Loch, ich kann ihn zwar aufpumpen, doch die Luft strömt wieder heraus. Weil das Loch nicht geflickt wurde, ist die Felge schon verbogen. Ich bin kurz davor, in Verzweiflung zu geraten, die ganze Welt ist gegen mich, doch dann beschließe ich, mir nichts daraus zu machen. Scheiß drauf. Fahren wir eben auf dem Felgen. Wir holpern durch das Kumpulatal, halten immer wieder an, ich pumpe den Reifen auf, und tatsächlich kommen wir ans Ziel, Krümel fällt unterwegs nicht aus dem Sitz, obwohl das hellblaue Plastik des gebraucht gekauften Hamax bedenklich spröde aussieht und ich die Befestigung nie überprüft habe.

Durch die Schiebetür, vor der immer irgendeine einsame werdende Mutter steht und raucht. Durch die Eingangshalle, resolut an der Cafeteria vorbei. Nein, jetzt wird wirklich kein Eis gekauft.

Im Lift lächelt man uns an. Das kommt vor, wenn wir gemeinsam unterwegs sind, wir sehen uns alle so ähnlich, die gleichen Haare. Ich sehe an unseren Söhnen auch Züge ihrer Mutter, Rose behauptet, nur mich zu sehen.

Unsere Söhne. Unsere gemeinsamen Söhne. Ich glaube an die Ehe, das Versprechen bedeutet mir etwas, aber kein Gelöbnis verbindet zwei Menschen so fest miteinander wie das aus ihnen hervorgegangene, vor ihren Augen voranschreitende Leben.

Krümel wirft sich sofort in Roses Arme. Vorsichtig, versuche ich zu mahnen, sei vorsichtig, doch dazu ist er nicht fähig, Rose muss seine Liebe so entgegennehmen, wie sie sich äußert. Der Fünfjährige ist als Erster an der Reihe, Joonatan wartet am Bettende. Rose streckt die Hand aus, ruft ihn zu sich, und er geht

ohne Zögern, sie halten sich alle drei umarmt, ich sehe von der Seite aus zu, denn auf dem Bett ist kein Platz mehr.

»Wie schön, dass ihr gekommen seid. Toll, dass ihr hier seid.«

Ich erinnere mich plötzlich deutlich daran, wie ich vor fünfeinhalb Jahren mit Joonatan hier war, um Krümel anzuschauen. Er wurde fast termingerecht geboren, allerdings in Querlage und per Notsectio. Nachdem die Aufregung sich gelegt hatte, war jedoch alles in Ordnung. Gleich nach der Geburt durfte ich ihn eine Stunde lang in den Armen halten und ihn streicheln und ihm von unserer Familie und unserer gemeinsamen Zukunft erzählen. Danach holte ich Joonatan von der Kita ab und brachte ihn her, um seinen kleinen Bruder zu bewundern. Er war aufgeregt, daran erinnere ich mich genau. Der große Bruder hielt den kleinen in den Armen. Wir machten die obligatorischen Fotos und schickten sie an die Verwandten. Rose blieb mit Krümel hier, während Joonatan und ich zu unserem normalen Tagesablauf zurückkehrten, ich nun als zweifacher Vater und Joonatan als großer Bruder. Bei der Hesburger-Bude an der Mäkeläntie bestellten wir Take-Away-Essen. Ich hob die Quittung auf und legte sie in Krümels Babybuch. Da wir bereits in der Zeit der sozialen Medien lebten, machte ich zu Hause sofort ein Facebook-Update, und natürlich regnete es gleich Likes.

Über dieses Kind werde ich vielleicht nie ein Update posten.

Über diesen Tag lässt sich nichts updaten. Updates sind nur für freudige Ereignisse vorgesehen.

Ich werde Krümel und Joonatan nie in die Entbindungsklinik bringen, um ihr neues Schwesterchen oder Brüderchen zu bestaunen. Zumindest sieht es jetzt nicht danach aus.

Wir vier. Wir vier heute in diesem Zimmer und auch in allen anderen Zimmern, zu Hause, in der Sommerhütte, in Kalifornien, Italien, Slowenien. Wo sind wir nicht überall gemeinsam gewesen, was haben wir gemeinsam erlebt, schon jetzt, und obwohl die gemeinsamen Jahre schnell vergehen, sind noch wel-

che übrig, wir sind noch nicht an dem Punkt, der irgendwann kommen wird und vor dem ich mich schon fürchte und den ein drittes Kind barmherzig verzögert hätte.

Verzögert hätte?

Habe ich die Hoffnung schon völlig aufgegeben?

Ja. Nein. Ich weiß nicht.

Mit Sicherheit weiß ich nur, dass ich mich stärker als je zuvor an diese zugleich stabile und zerbrechliche Einheit gebunden fühle, die wir gemeinsam bilden. Ich und diese drei anderen, nur und ausschließlich wir. Ich möchte uns schützen. Uns Sicherheit geben. Eigentlich erscheint mir nichts anderes bedeutsam. Die möglicherweise privilegierte Stellung der Kernfamilie in der Gesellschaft interessiert mich nicht, die Ausklammerung der Welt, die irgendwie ins Familienleben eingeschrieben ist, und der damit verbundene Egoismus stören mich nicht, jedenfalls nicht in diesem Moment – ich habe diese Familie, und viel mehr habe ich nicht.

Krümel mampft die getrockneten Cranberrys, die ich am Vormittag für Rose gekauft habe. Joonatan nascht Schokolade. Rose fragt nach den Hausaufgaben für die Geigenstunde und nach dem Essen in der Kita.

Hinter den Fenstern wird es Abend. Die Sonne sinkt immer tiefer und färbt mit ihren Strahlen die Dächer der Hochhäuser in Vallila jenseits des Tals. Es ist noch Sommer, aber August, die Zeit des Verzichts und des Neubeginns. Ich mag den August, doch es ist schwierig, ihn einzuschätzen, er ist vieles gleichzeitig, sowohl schön als auch traurig.

Gibt es eine Form von Schönheit, in der nicht mindestens eine Prise Traurigkeit steckt?

Eine zu große Dosis Trauer, und nichts ist mehr schön. Vor Trauer sieht man die Schönheit nicht.

Ich ahne derlei. Ich weiß mehr über das, was kommt, als ich zu wissen glaube. Oder auch nicht, niemand weiß etwas, selbst

die Ärzte nicht. Vielleicht kommt das Kind von selbst heraus. Vielleicht verschlimmert sich die Infektion, und das Kind muss schleunigst geholt werden, um die Mutter zu schützen. Ich war nämlich nicht ganz ehrlich zu Joonatan, seine Mama *ist* in Gefahr – nicht unmittelbar, aber dennoch. Wenn keine dieser Alternativen eintritt und der Fötus in einer Woche noch im Mutterleib ist, werden die Lebensbedingungen in der Gebärmutter per Ultraschall untersucht. Es kann sein, dass dann alles in Ordnung ist. Damit müssen wir uns nun abfinden: mit großer Ungewissheit und einer kleinen Hoffnung.